

DR. MED.

ALFRED HÜSSY-BALLY

Nekr H 203

DR. MED.

ALFRED HÜSSY-BALLY

28. Oktober 1872 – 16. April 1964

I

Worte des Trostes, gesprochen bei der Abdankungsfeier
am 21. April 1964 in der Wasserkirche zu Zürich von Herrn Dekan
Hans Rudolf von Grebel, Pfarrer am Grossmünster zu Zürich

II

Lebenslauf

g 2335
H. Hüsey-Bally
Sch.

ALFRED HUSSY-BALLY

et Oberger - et al.





*Ich sättige ihn mit langem Leben
und lasse ihn schauen mein Heil. Psalm 91, 16*

Liebe Trauerfamilie!

Liebe Trauergemeinde!

Mit großer Dankbarkeit gegen Gott blicken wir auf dieses gesegnete Leben zurück. Hier durfte ein Mensch seine Gaben im Dienste der leidenden Menschheit entfalten. Wir spüren die verborgene Hand, die unsere Schicksale leitet und die «alle Dinge zum Guten zusammenwirken» (Röm. 8, 28) läßt denen, die Gott lieben, auch jene Dinge, die menschliches Planen und Hoffen vielleicht anders gesehen hatte, als sie sich dann in Wirklichkeit gestalteten. Wir haben es an Alfred Hüsey mit Freude und Dankbarkeit erleben dürfen: «Ich sättige ihn mit langem Leben.» Nicht, daß ein langes Leben immer ein erfülltes, ein kurzes Leben aber ein unerfülltes wäre. Der Herr hat andere Gewichte und Maßstäbe als wir Menschen. Aber der liebe Entschlafene durfte wirklich reifen bis zur Sättigung, bis er selber in seinem Herzen bat: «Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele» (1. Kön. 19, 4). Das ist für Euch, liebe Angehörige und Freunde, ein ganz großer Trost. Mehr durfte man wirklich von der Güte des Schöpfers nicht erwarten.

Die Großmünstergemeinde verliert in Alfred Hüsey einen treuen und aktiven Kirchengenossen, der sozusagen allsonntäglich seinen Platz auf der Empore des Großmünsters einnahm und auch regelmäßig an den Kirchengemeindeversammlungen ratend und tatend teilnahm. Dafür waren wir immer besonders dankbar, weil er manchem geheimen Christen mit diesem

öffentlichen Bekennen ein stilles Vorbild war. Die christliche Gemeinde lebt ja nicht von den Privatchristen, sondern von den zwei oder drei, die sich versammeln in Jesu Namen. Das lebte uns der Arzt Dr. Alfred Hüsey vor, und das danken wir ihm.

Nun hat er seine müden irdischen Augen geschlossen, und niemand von uns darf ihn zurückwünschen in dieses vom Tode gezeichnete Leben. Als Christen betteten wir die irdischen Reste des Entschlafenen zur Erde. Als Christen stehen wir jetzt anders da als die andern, die keine Hoffnung haben. Mit dankbarem und gläubigem Herzen hören wir weiter: «Und ich lasse ihn schauen mein Heil.»

Hier leben wir im Glauben. Überall stoßen wir mit unserm Blick an die Grenze. Und was jenseits der Todeslinie liegt, ist erst recht nur dem Glauben zugänglich. Der Vorhang, das Velum bedeckt das ewige Geheimnis. Wir sind auf die re-velatio angewiesen, die einzelnen Blicke, die der Herr dem Auge des Glaubens schon hienieden gewährt. Für die Ewigkeit aber gilt es den Erlösten: Ich lasse ihn schauen mein Heil. Schauen! Jetzt fällt der Vorhang ganz, und enthüllt ist die Wirklichkeit dessen, den wir hier nur stammelnd bekennen können. Mein *Heil!*

Der Beruf des Arztes ist es, zu heilen. Nicht nur zu flicken oder zu reparieren, sondern zu helfen. Er kann das auch nicht selber, er kann nur einem Höheren dabei Handlangerdienste tun. Heilen, das heißt gesundmachen, was krank; ganzmachen, was zerbrochen; unversehrt machen, was versehrt; vollständig machen, was unvollständig; retten, was verloren war. Das ist der Beruf des Arztes im kurzen, irdischen Leben. Das ist in Vollendung das Tun dessen, der von sich sagt: «Ich bin der Herr, dein Arzt» (2. Mos. 15, 26).

Ich lasse ihn schauen *mein* Heil. Mein volles, ganzes, vollkommenes, ewiges Heil. Wir leben in einer heillosen Welt, an deren Ende der Tod steht. Aber: Ich lasse ihn schauen mein Heil. Menschenworte sind viel zu arm, um die Herrlichkeit dessen zu preisen, was damit angedeutet werden soll.

Zu diesem Heil können Menschenkinder nur gelangen, weil wir einen Heiland haben, einen Bahnbrecher, einen, der an Ostern die Bresche geschlagen hat in der Todesmauer. An seiner Hand geht der Weg durch den Tod zum Leben, durch das Leiden zur Herrlichkeit. Darum steht über unsern Gräbern – auch über dem Familiengrab Hüßy auf dem Friedhof Enzenbühl – das Zeichen des Kreuzes, das das Zeichen des Heils ist. An dieses Heil glauben wir, da wir jetzt für die Zeit Abschied nehmen von diesem betagten Bruder – und da wir uns anschicken, noch eine Weile weiterzupilgern, Seines Winks gewärtig. Dieses sein Heil läßt der Herr die Vollendeten schauen, die in Christus entschlafen sind. Das erfüllt unsere Herzen mit Dank und Freude, mit Trost und Zuversicht. Gott aber sei gelobt von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Amen

Alfred Hüsey erblickte das Licht der Welt am 28. Oktober 1872 auf dem Strigel bei Safenwil im Aargau. Er war der zweite Sohn des Johann Rudolf Hüsey und der Maria geborenen Zwicky. Mit seinem älteren Bruder Rudolf und der jüngeren Schwester Frida verbrachte er glückliche Jahre der Kindheit im stattlichen Haus, das sich sein Vater als erfolgreicher Fabrikant auf dem Strigel erbaut hatte. Mit all den Vettern und Cousinen auf dem Strigel – lauter Nachkommen des Urgroßvaters Johann Hüsey-Zimmerli, der sich aus einfachsten Verhältnissen zum angesehenen Textilindustriellen emporgearbeitet hatte – war es ein herrliches kameradschaftliches Zusammensein. Immer wurde etwas geplant und unternommen. Fredey, wie er von den Gleichaltrigen genannt wurde, spielte dabei eine führende Rolle. Diese glückliche Zeit wurde jäh überschattet, als der Vater innerhalb weniger Tage einer Lungenentzündung erlag, die er sich bei einer winterlichen Heimfahrt von Murg bei Säkingen, wo er ebenfalls mit Verwandten eine Fabrik betrieb, zugezogen hatte. Nach den damaligen gesetzlichen Vorschriften mußte die Witwe mit ihren Kindern aus den väterlichen Unternehmen austreten. Was in jener Zeit als große Härte empfunden wurde, war vielleicht, auf die Länge gesehen, zu ihrem Heil. Die Mutter, Tochter des ebenfalls sehr früh verstorbenen Pfarrers Fridolin Zwicky und der Maria Elisabeth Zuppinger aus der Herzogenmühle bei Wallisellen, hat nun mit stärkstem Verantwortungsgefühl die Erziehung ihrer drei Kinder allein weitergeführt und ist wegen deren weiterer Ausbildung nach Zürich übersiedelt. So war sie auch ihrem Bruder Fritz Zwicky im Neugut, der die Vormundschaft für

die Kinder übernommen hatte, näher. Das Haus auf dem Strigel diente einige Jahre noch als Ferienwohnung, bis man sich davon trennen mußte. Die Anhänglichkeit an Safenwil und Strigel ging aber Alfred Hüsey nie verloren.

Der aufgeweckte Knabe hatte in Safenwil gleich in die zweite Klasse der Volksschule eintreten können. Später absolvierte er ohne Schwierigkeiten die Bezirksschule in Zofingen und dann die Industrieschule in Zürich. Es schwebte ihm offenbar vor, die Laufbahn seines Vaters als Industrieller zu ergreifen. Nach bestandener Matur entschloß er sich doch anders, da sein älterer Bruder schon in das Familienunternehmen in Murg bei Säckingen eingetreten war. Alfred Hüsey wandte sich nun dem Medizinstudium zu, nachdem er vorher noch einen Aufenthalt in Neuchâtel zur Verbesserung seiner Französischkenntnisse benützt, dank lieben Verwandten der väterlichen Seite und den Zofinger Freunden aber auch sonst sehr genossen hatte.

Die Zürcher Semester wurden durch je eines an den Universitäten Straßburg und Kiel unterbrochen. An das letztere schloß sich eine Seereise nach St. Petersburg an, unternommen zusammen mit dem in Kiel gewonnenen besten Freund, der auch sein Schwager werden sollte, Jakob Stahel aus der Rämismühle im Tösstal. Nach wohlbestandenem Staatsexamen doktorierte Alfred Hüsey bei dem Orthopäden Wilhelm Schultheß und betätigte sich als Assistent am Krankenhaus Neumünster. Nach einer weiteren Assistentenzeit bei dem Internisten Eichhorst in Zürich und dem Chirurgen Bircher in Aarau begab er sich zu einem zweijährigen Aufenthalt nach Breslau, um an der von Professor Adalbert Czerny geleiteten Kinderklinik zu arbeiten. Die Breslauer Jahre in dem in voller Entwicklung begriffenen, vom führenden Pädiater der Zeit geleiteten Institut, an dem sehr hohe Ansprüche gestellt wurden, erwiesen sich als für den jungen Schweizer Arzt fachlich und menschlich besonders wichtig und haben wohl seinen späteren Lebenslauf stark mitgeprägt. Dem zuletzt in Berlin wirkenden Geheimrat Czerny blieb er zeitlebens verbunden, und er hat in der Nazizeit verschiedene jüdi-

sche Kollegen, die er in Breslau kennengelernt hatte, unterstützt. Nach der Rückkehr in die Heimat eröffnete er am Seilergraben in dem stattlichen Haus «Zum Kronentor» eine Praxis als Kinderarzt, in welcher er das in Breslau Gelernte zur Anwendung brachte. Insbesondere vertrat er die Auffassungen Czernys über die Ernährung der Säuglinge, die damals noch häufig überfüttert wurden, was ihm den Ruf des «Hungerdoktors» eintrug, ihn allerdings gar nicht anfocht, da er mit diesen Methoden sehr gute Ergebnisse zu verzeichnen hatte. So war er nun in Zürich fest angesiedelt und nach seinen strengen Grundsätzen in der Lage, einen eigenen Hausstand zu gründen. Er fand in Julia Bally aus Schönenwerd eine liebe, verständnisvolle Lebensgefährtin, die ihm ein gemütliches und gepflegtes Heim schuf, an seinen Arbeiten regen Anteil nahm und im gesellschaftlichen Leben, dem er immer zugetan war, in liebenswürdiger Weise ihre Rolle spielte. Bald nach der Hochzeit im Herbst 1908 erwarb er das Haus an der Rämistraße, damals gewissermaßen vor der Stadt im Grünen gelegen, da die nicht sehr starke Gesundheit der Gattin ihm verbot, im Stadtzentrum Praxis und Wohnung einzurichten. Leider war das Ehepaar schon bald gezwungen, wegen eines Lungenleidens der jungen Frau einen Wohnortswechsel zu vollziehen. In Leysin trat Alfred Hüsey, der ja auch Internist war, bei Prof. Rollier als Mitarbeiter ein und betreute dort während einiger Monate die internationale Patientenschar in dessen Sanatorium mit. Er konnte sich dann aber in Anbetracht der sehr anspruchsvollen und verwöhnten Kundschaft nicht zu einer Beteiligung an der bekannten Klinik entschließen und kehrte nach Zürich zurück, wo dem Ehepaar im Herbst 1913 endlich das lang ersehnte Kind, die Tochter Julia Dorothea, geschenkt wurde. Ein großer, kaum je eingestandener Schmerz war für den Kinderarzt und seine Frau, daß ihnen keine weiteren Nachkommen bescheert wurden. So konzentrierte sich denn der nicht geringe medizinische und pädagogische Impetus des Vaters auf die einzige, in ihrer Jugend Sabinli genannte Tochter, die deswegen von

ihren Vettern und Cousinen nicht benieden wurde. Noch einmal verließ die dreiköpfige Familie Zürich aus Gesundheitsgründen, um in Mittelägeri Standort zu beziehen. Alfred Hüsey war zum Chefarzt der Zürcher Kinderheilstätte und des Sanatoriums Adelheid gewählt worden.

Der Vorstand der Zürcher Kinderheilstätte hat darüber geschrieben: «Der Verstorbene hat mehr als irgendein anderer Mitarbeiter für unsere Stiftung getan. 1914 bis 1917 war er vollamtlicher Anstaltsarzt. In dieser Zeit hat er die Kinderheilstätte zu einem für die damaligen Kenntnisse vollwertigen Heim zur Betreuung rachitischer und skrofulöser Kinder umgewandelt und den wichtigsten Heilfaktoren, der Ernährung und der Besonnung, zum Durchbruch verholfen. 1924 trat er dann in das Komitee ein, in welchem er von 1938 bis 1951 das Aktuariat mit Umsicht und großer Zuverlässigkeit betreute. 1956 trat er altershalber aus dem Komitee aus.

Herr Dr. Hüsey war ein ausgezeichnete und geschätzte Kinderarzt. Darüber hinaus aber war er ein guter Mensch. Diese Güte war aber immer mit kritischer Beurteilung verbunden, und gerade dadurch hat er unserer Institution große Dienste geleistet. Wir bedauern es sehr, daß er den Neubau mit der neuen Zweckbestimmung als Sprachheilschule nicht mehr sehen durfte. Wir werden ihn nie vergessen und uns seiner im Namen der vielen kranken Kinder, die durch ihn in Ägeri Heilung finden durften, immer dankbar erinnern.»

In jenen Jahren des Ersten Weltkrieges hatte er viel Aktivdienst zu leisten, zunächst als Kommandant einer chirurgischen Ambulanz, dann als Platzarzt von Airolo. Die schöne Ägerizeit nahm ein Ende, als er sich vom Komitee in seiner Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit zu stark eingeengt fühlte. Der Gesundheitszustand von Frau Jüggi gestattete glücklicherweise nun die Rückkehr nach Zürich, wo sich die Praxis an der Rämistraße sehr gut entwickelte. Alfred Hüsey betrachtete seinen ärztlichen Beruf nicht nur als Broterwerb, sondern als einen Dienst am kranken Kind und als Erziehungs-

arbeit an Eltern und Kindern. Da er in guten ökonomischen Verhältnissen lebte, hat er sich immer gescheut, hohe Rechnungen zu stellen, und hat sogar auf eigene Kosten eine pädiatrische Poliklinik in Außersihl eingerichtet und betrieben, bis diese dann von der Stadt Zürich übernommen wurde.

Der Aufforderung, sich für Kinderheilkunde an der Universität Zürich zu habilitieren, leistete er keine Folge, da er selbst sich als zu wenig originellen wissenschaftlichen Typus betrachtete. Dies beweist, daß sein bekannter, höchst kritischer Geist auch vor ihm selbst nicht halt machte und ihn vielleicht sogar in der Entwicklung gehemmt hat. Bis ins höchste Alter hielt er sich aber durch Lektüre der Fachliteratur, durch Besuche von Fortbildungskursen und Vorträgen und durch Gespräche mit Kollegen auf dem laufenden. Überhaupt zeichnete er sich in seinem Beruf durch höchste Gewissenhaftigkeit und durch gute diagnostische Fähigkeiten aus.

In der großen Familie von beiden Seiten in Zürich, Wallisellen, Küsnacht, wo sein lieber Freund und Schwager Dr. Jakob Stahel praktizierte, in Schönenwerd, auf dem Strigel, in Kölliken und Säkingen war er ein gern gesehener, ob seines kritischen Geistes bei jung und alt auch hie und da gefürchteter Verwandter und Ratgeber. Viele, viele Ferienwochen im Sommer und Winter verbrachte er mit Frau und Tochter zusammen mit der Familie seines Schwagers Max Bally. In früheren Jahren huldigte er gerne dem Reitsport, später konzentrierte er sich besonders auf das Schlittschuhlaufen, nicht ohne auch andern Sportarten, aber vorwiegend theoretisch, sein Interesse zuzuwenden.

Die ihm zusagende Geselligkeit fand er im Kreise der Verbindung Zofingia, der er treu anhing und deren Ältestherrenstamm im Bahnhofbuffet er in den letzten 20 Jahren immer besuchte, wenn er es irgendwie einrichten konnte. Der Gesellschaft zur Constaffel gehörte er seit der Erlangung des Bürgerrechtes der Stadt Zürich an und fehlte, solange es sein Gesundheitszustand erlaubte, kaum an einem Anlaß. Auch im Club zur Weißen Rose

schätzte er die Gelegenheit, mit anregenden Gesprächspartnern zusammenzutreffen. Er seinerseits war als fröhlicher und witziger Mann, der in einem außergewöhnlich langen Leben viel erfahren hatte, ein beliebter Gesellschafter.

Von allen Künsten sagte ihm die Musik am meisten zu. Er hatte zu ihr als begeisterter Geiger auch einen wirklichen Zugang. Während mehr als siebenzig Jahren war er regelmäßiger Besucher der Abonnementskonzerte in der Tonhalle.

Im Jahre 1941 verheiratete sich seine Tochter mit dem Historiker Dietrich Schwarz. Alfred Hüsey hätte zwar gerne einen in der Industrie tätigen Schwiegersohn gesehen, fand sich aber mit der Tatsache ab und nahm an dessen Arbeit Anteil.

Als er schon fast 77 Jahre alt war, wurde ihm ein Enkel, ein Jahr darauf eine Enkelin geschenkt, deren Entwicklung er natürlich mit lebhaftem Interesse verfolgte. Es war ihm ein gewisser Trost in einer Zeit, als sich bei seiner Frau immer stärkere Zeichen von Altersarteriosklerose bemerkbar machten, die schließlich nach einem Unfall zu einem langen Spitalaufenthalt im Krankensyl Neumünster führten. Täglich besuchte er sie dort während mehr als 22 Monaten, und nachdem sie 1952 durch einen sanften Tod erlöst worden war, pilgerte er mit großer Regelmäßigkeit zu ihrer Ruhestätte auf dem Friedhof Enzenbühl, wo seine sterblichen Überreste nun auch beigesetzt sind.

Die Treue zur Familie und zur übernommenen Pflicht war überhaupt ein ganz besonders ausgeprägter Zug seines Charakters. Daraus erklärt sich wohl teilweise auch, weshalb er nur selten und sehr ungern irgendwelche Bindungen einging. Denn wenn er sich selbst etwas vorgenommen oder etwas versprochen hatte, dann wich er kaum je einmal davon ab. Dem Charakterzug der Treue und der Anhänglichkeit an die Familie entsprang sicher sein lebhaftes genealogisches Interesse, das nicht nur Liebhaberei blieb, sondern im Jahre 1939 zur Herausgabe des soliden und nützlichen Werkes

«Die Hüßy vom Strigel» führte. Noch in den letzten Jahren ließ er die Vorfahrentafel seiner von ihm hochverehrten Schwiegermutter, Julia Bally-Herzog, zusammenstellen und im Druck erscheinen.

Wo in der Architektur eine starke Profilierung vorhanden ist, da entstehen auch starke Schattenwirkungen. Ganz ähnlich ist es bei den Menschen. Das haben bei Alfred Hüßy wohl vor allem seine nächsten Angehörigen erfahren. Und doch trifft das Diktum einer sehr klugen Freundin seiner Frau zu, die ihn «den Mann mit der versteckten Güte» nannte. Der puritanisch Erzogene war auch gegen sich selbst streng, und seine aufrechte Haltung bis ins 91. Lebensjahr war nur der äußere Ausdruck dafür. Für Gefühlsausbrüche und Überschwang hatte er gar nichts übrig. Er lebte in dem in der Familie hochgehaltenen christlichen Glauben, der allerdings stark alttestamentlich geprägt war, ohne darüber zu sprechen.

Es war ihm vergönnt, seinen Lebensstil bis ins höchste Alter beizubehalten und ungebrochen am geselligen Leben teilzuhaben. Als ihn, den Mann, der immer unabhängig und stark war, nach Vollendung des 90. Lebensjahres die geistigen und körperlichen Kräfte zu verlassen begannen, widerfuhr ihm die Gnade, daß er selbst sich dessen kaum mehr bewußt werden mußte. Zudem hatte er in seinen beiden getreuen Hausangestellten die denkbar besten Pflegerinnen, die bei ihm ausharrten und ihm ersparten, sein Heim verlassen zu müssen. Seine Angehörigen möchten deshalb hier den beiden Fräulein Bucher und Wiss für ihre Aufopferung und Treue die größte Anerkennung aussprechen lassen. Dank gebührt aber auch dem Neffen Dr. Rolf Stahel, der den Kollegen und Onkel während mancher Jahre behandelte.

In der zweiten Aprilwoche 1964 schritt der Zerfall der Kräfte des Hochbetagten rasch fort, und nach Auftreten einer Lungenentzündung, die nicht mehr zu bekämpfen war, schlummerte er am Morgen des 16. April ohne Kampf und Schmerzen zur Ewigkeit hinüber.

*Fräulein Luise Schlatter (Violine) und die Herren Brenton Langbein (Violine)
und Viktor Schlatter (Orgel) spielten Kompositionen von J.S. Bach und A. Vivaldi*